Spaziergänge durch Amsterdam.

Von Alfred Meißner.

Eines gibt es, was uns die Freude am Aufenthalte in Amsterdam, der so interessanten und originellen Stadt, wesentlich trübt: man hört so viel reden vom Amsterdamer Fieber, das früher oder später Jeder durchzumachen habe, der dort bleibt. Es ist ein Malaria- oder Wechselfieber, das Niemanden hinraft, doch, je nachdem, leichter oder schwerer überstanden wird.... Wahrlich, gar manches Wissen ist vom Uebel. Nachdem man ein paarmal von diesem Fieberchen reden gehört, verliert man das schöne Behagen, beginnt da und dort ungesunde Ausdünstungen zu riechen, fängt an, sich zu beobachten. Zumal in den Nächten, wenn eine im Zimmer eingeschlossene Schnake uns nicht schlafen läßt, wird man unruhig und glaubt schon die ersten Symptome einer heranziehenden Krankheit an sich zu erkennen.

Auch die Schnaken gehören nicht zu den besonderen Annehmlichkeiten Amsterdams. Es gibt deren zwei Arten: aus den einheimischen Grachten geborene, die sehr zahlreich, aber nicht bösartigerer Natur als die Rheinschnaken sind, und fremde, in den ostindischen Schiffen importirte: echte Mosquitos. Um von den letzteren gestochen zu werden, muß man schon Anlage zum Unglück haben und ein besonderer Pechvogel sein; mir ist es nicht begegnet. Man trägt dann eine große schmerzhafte Beule wochenlang herum.

Anfangs trug auch meine Wohnung dazu bei, mich zu verstimmen. Ich saß eigentlich im Käfig, zu welchem man mittelst einer Hühnersteige gelangte. Das Zimmer hatte auch gar keine festen Wände, sondern war nur durch Tapeten auf drei Seiten von dem Nachbarzimmer geschieden; mir war, als ob ich zwischen drei spanischen Wänden wohnte. Die Vorderseite dagegen war so gut als durchsichtig; die breiten, nur durch ganz schmale Mauerstreifen getrennten Fenster gingen beinahe bis auf den Boden.

Man macht sich von der zeltartigen Bauart der Häuser in den älteren Stadttheilen Amsterdams und von der in ihnen durchgeführten und durch die Schmalheit der Häuser bedingten Raumersparniß gar keine Vorstellung. Eng und fast senkrecht gehen die Stiegen herab. Als im Hause allmälig Zimmer frei wurden, gelangte ich in den zweiten und sodann in den ersten Stock, wo ich ziemlich gut aufgehoben war. Aber die großen, breiten, bis auf den Boden gehenden Fallfenster machten mir immer eine Empfindung, als ob ich in einen Glaskasten gesperrt sei.

Wenn ich in den ersten Tagen meine Hühnersteige herabkam, sah ich fast jedesmal ein junges schwarzes Mädchen, das ein weißes Tuch um ihr glänzend schwarzes Haar geschlungen hatte, aus einer Thür heraustreten und wie im Schatten wieder verschwinden. „Das ist," erzählte der Wirth, „das Kindermädchen einer englischen Familie, die mit sechs Kindern auf einem Segelschiffe von Ostindien gekommen. Sie hatten eine sehr schlechte Ueberfahrt; das Mädchen ist schwer krank davon, geht aber immer rastlos umher. O, was sind das für Menschen!" rief der alte Herr. „Frömmere gibt es nicht auf Gottes Erdboden! Schenkt ihnen die Herrschaft bessere Kleider, so sagen sie, sie verdienen nicht dergleichen zu tragen. Weist man ihnen ein Bett an, so sagen sie, sie seien gewohnt, auf dem Boden nur auf einer Decke zu schlafen. Aber macht ein Kind nur: Hm, Hm, oder hustet es gar, schon ist so ein schwarzes Menschenkind auf und trägt das Kleine die ganze Nacht herum. Frömmere Geschöpfe gibt es nicht!"

Wenn die Schonmagsters, daß heißt die Schönmacher, die Zimmermädchen, die in Holland von Früh bis Abends thätig sind, erscheinen, verläßt man auch beim schlechtesten Wetter das Haus und bleibt am besten ein paar Stunden weg. Denn das Schonmaken des Zimmers wird sehr ernst genommen. Alles wird in die größte Unordnung gebracht, um dann wieder in die schönste Ordnung gebracht zu werden. Jeder im Zimmer befindliche Gegenstand wird in die Hand genommen und vom möglicherweise darauf befindlichen Staube befreit. Das Unterste wird zu oberst gekehrt, um allmälig wieder an seine richtige Stelle zu kommen. Die Schonmagsters fegen nicht nur aus, sie bürsten Alles, sie waschen die Thürpfosten, sie nehmen das Bettgestell (du ledegant) auseinander sie klopfen die Möbel, sie nehmen die Vorhänge herunter und erneuern sie in einemfort. Samstag insbesondere ist der große Scheuertag; da werden auch all die großen Fenster und wird eigentlich das ganze Haus von oben bis unten gewaschen. Zwei Schonmagsters bringen das leicht zuwege. Eine steht auf dem Trottoir und läßt den Wasserstrahl ihrer Spritze gegen das Fensterglas spielen, die Andere lehnt gleichzeitig aus dem geöffneten correspondirenden Fenster des höheren Stockwerkes und bearbeitet von oben herab das Glas mit einer Bürste, die an einem lanzenartigen Stiele befestigt ist. Immer höher, bis ins zweite Stockwerk hinauf, muß die Spritze ihre Strahlen entsenden; das Mädchen mit der Bürste auf dem lanzenartigen Stiele hat sich bereits in die Dachluke zurückgezogen. Erst wenn die ganze Vorderwand des Hauses trieft und glänzt wie ein nasser Pudel und jedes Stäubchen ersäuft und weggeschwemmt ist, ruht die Arbeit der Schonmagsters.

Wenn der Himmel, was im Laufe des Juli nur zu oft geschah, seine Schleußen gar zu stark öffnete, blieb ich daheim und versuchte es mit dem Studium des Holländischen. Ich hatte beim Durchstöbern der Bücherladen mehrere ursprünglich deutsch geschriebene Romane gefunden, deren Text mir sehr wohlbekannt war. In einem derselben: „Ter Eere Gods" genannt, wollte ich das Holländische zu lesen beginnen und mich im Verständnisse desselben üben. Unter den ganz besonderen Umständen war mir fast jedes Wort verständlich. Aber was hilft das? Von der Lectüre eines Buches, noch dazu eines solchen, das wir kennen, ist ein ungeheurer Schritt zur mündlichen Unterhaltung. Wir verstehen allerdings jedes dritte oder fünfte Wort — das ganze bleibt bei der Schnelligkeit der gesprochenen Rede unverständlich.

Das Holländische ist wie das Vlämische ein Zweig des deutschen Sprachstammes, der Geist der Sprache und die meisten Wortstämme sind deutsch, der Satzbau fast ganz der deutsche, die ganze Sprache weicht vielleicht nicht mehr vom Deutschen ab, als der Dialekt des Tyrolers oder Schweizers vom Schriftdeutschen — dennoch genügen die Abweichungen und Unterschiede, uns immerfort zu befremden und das Verständniß der gesprochenen Rede unmöglich zu machen. Worte und Begriffe kommen in so sonderbaren Verkleidungen daher — man erkennt die alten Bekannten gar nicht wieder. Es ist, als ob man fort und fort geneckt würde und kleine Räthsel zu lösen erhielte.

Als ich an einem Verkaufsgewölbe, nicht fern von meiner Wohnung die Inschrift „Doddekisten" las, fragte ich mich zuerst, was damit wohl gemeint sei. Und doch ist die Lösung gar leicht: Doddekisten sind die Kisten, in welchen die Todten zur Versendung in das bessere Land verpackt werden; das Verkaufsgewölbe war ein Sargmagazin. Das Wort Goedekoop war ich geneigt, nachdem ich es auf den Glasthüren zweier Laden gelesen, in welchen Schuhwaaren ausgestellt waren, für den Namen eines Schusters Gutkopf zu halten, der Eigenthümer mehrerer Magazine sei, bis mir einfiel, daß dies einfach Gutkauf, Ausverkauf bedeuten müsse. Auch was die allenthalben angebrachte Inschrift gestossserte Kamers te huur bedeute, gab mir einen Moment Kopfzerbrechen, es heißt einfach: eine möblirte Wohnung zu vermiethen und das Wort huur (sprich hür) mag mit unserem Heuren in etymologischer Verwandtschaft stehen. Endlich über eine Inschrift, die ich im Cafe des Mules Colonnes über einer aufgehängten Sammelbüchse las, habe ich jedesmal, trotz des Ernstes der Sache lächeln müssen — sie lautete:

Voor de verdrukte Juden (für die bedrückten Juden).

Einen Amsterdamer Buchhändler, in dessen Verlag auch mehrere werthvolle deutsche Bücher — ich erinnere nur an Corvin's Memoiren — erschienen sind, und der auch meine Schriften wiederholt seiner Aufmerksamkeit und der Gunst der Uebersetzung gewürdigt, wollte ich, da ich zufällig seine Firmatafel erblickte, im Vorbeigehen grüßen. Ich trat in das Haus und fragte einen ernst und feierlich blickenden Herrn, der gerade aus der Thür treten wollte, ob Herr Binger zu sprechen sei? „Mynher Binger," antwortete er in einem Tone, in welchem mir eine gewisse Melancholie zu liegen schien, „ist vertrokken." Ich äußerte mein Bedauern und ging. „Alle Wetter," dachte ich, als ich die Warmoestraat entlang schritt, „was muß dem Manne zugestoßen sein? Vertrokken — was ist das? Ist er vertrocknet? Ist er ertrunken? Nun, mag ihn was immer betroffen haben, wenn es nur nicht gar zu schmerzhaft ist..." Ein paar Minuten später mußte ich mir sagen, das vertrokken jedenfalls das Präteritum von treken, ziehen daher trek-schuiten Ziehfahrzeuge) sei. Herr Binger war einfach umgezogen.

So neckt uns diese Sprache fortwährend in sonderbaren Verkleidungen, jetzt mit fremdartigen Ausdrücken, jetzt mit anderer Aussprache, jetzt nur mie anderer Orthographie. Den Plattdeutschen, die in der Sprache Fritz Reuter's herangewachsen sind, mag sie ganz natürlich vorkommen, wir Süddeusche dagegen können bei aller Achtung, die wir vor dem Genius des holländischen Volkes als solchem empfinden, nicht umhin, sie zuweilen komisch und grotesk zu finden....

* * *

An einem der wenigen hellen und sonnigen Tage, die der Juli uns schenkte, war ich hinaus gefahren, mir die beiden Wunder holländischer Baukunst: das Schleusenwerk bei Schellingwoude und den Noord-Zee-Canal anzusehen.

Beide Werke, das erste östlich, das andere westlich von Amsterdam gelegen, gehören eigentlich zueinander, das erstere ist die Schutzwehr des zweiten. Erst druch sie wurde das eigentlich in einem abgelegenen Winkel des Zuydersees gelegene Amsterdam, dessen Zugänge von Versandung bedroht waren, von Osten wie vom Westen wieder den größten Schiffen zugänglich.

Damit das Schleusenwerk in Schellingwoude erstände, mußte alles überboten werden, was noch in Holland in dieser Art geleistet worden war. Nur holländische Ingenieure, an solche auf lockerem Triebsand errichtete Bauten gewöhnt, konnten dergleichen ausführen. Man versenkte Tausende von Sandsäcken, sogenannte Flakken, und trieb dazwischen die Pfahle hinein. 1865 riß ein furchtbarer Sturm die ersten Piloten zusammen, die Arbeit war zerstört und mußte aufs neue aufgenommen werden. Da zeigte sich ein zweites unerwartetes Hinderniß. Durch die Last des neu aufgerichteten Bauwerkes wurde der Sandboden daneben gehoben, der Damm schien wieder gefährdet. Da fing man an, weite Strecken der Meeresboden mit den schwersten Blöcken zu belegen, sozusagen Meeresboden zu pflastern. Das half. Und nun schließt ein zwei Kilometer langer Damm die Ostseite des Y gegen den Zuydersee ab.

Dieser riesige, ganz aus Steinblöcken und mit Lehm gedichtete Damm hat drei Schleusen zum Durchlaß der Schiffe und zwei zum Auspumpen und Einlassen von Wassers. Zweiundzwanzig eiserne und vierunddreißig hölzerne Doppelthore, von denen die größten je sechshundertundachtzig Centner schwer sind, reguliren den Durchgang der Wasser. Auch Dampfmaschinen sind in Thätigkeit zum Auspumpen und Herstellen des Niveaus, sie können, wie ich lese, in der Minute die ungeheure Masse von zweitausend Kubikmetern bewältigen.

Der Verkehr durch diese Schleusen ist ein gewaltiger: alle Fahrzeuge, die von der Zuydersee, Friesland, Gröningen, aus der Nordsee nach Amsterdam kommen, passiren sie. Täglich werden an dreihundert Schiffe durchgeschleust, an einzelnen Tagen sind es schon siebenhundert gewesen.

Eine Ergänzung dieser Werke ist der Nordsee-Canal, durch welchen Amsterdam der Nordsee in directer Richtung auf drei und eine halbe Meile nahegerückt worden ist.

Sachverständige sehen in diesem Canale ein Seitenstück zum Suez-Canale, obgleich dieser einundzwanzig, der holländische nur vierthalb Meilen lang ist. Beide sind durch Sand und seichte Seen geführt. Indeß bot der holländische dem Baue ungleich größere Hindernisse: es war ein nordisches, gewaltig ebbendes und fluthendes Meer voll furchtbarer Stürme und colossale Pressung des Wassers zu bewältigen.

Velsen an der Nordsee mit seinem Leuchtthurme und seinen Werften, gewissermasen das Port-Said dieses Canals, habe ich leider nicht besuchen können. Immerhin hatte ich Riesenwerke gesehen, in welchen sich der alte Unternehmungsgeist der Holländer wunderbar ausspricht.

Die Verbrechen der Thiere.

„Und wenn ein Ochse einen Mann oder eine Frau stößt, so daß er stirbt, so soll der Ochse gesteinigt werden und sein Fleisch darf nicht gegessen werden; der Herr des Ochsen aber soll straflos ausgehen." Das alttestamentarische Gesetz ist der beste Beleg für die Thatsache, daß die Alten den Thieren eine Verantwortlichkeit für solche Handlungen zuschrieben, durch welche sie den Menschen Schaden zufügten. Diese Anschauung ist nicht nur allen Völkern des Alterthums gemein, sondern sie herrscht auch noch im Mittelalter und wird durch viele Rechtssprüche bekräftigt. Im Jahre 1352 wurde zu Falaise ein Kind von einem Schweine getödtet. Das Thier wurde zum Tode durch das Schwert verurtheilt, und weil dasselbe einen Arm und den Kopf des Kindes benagt hatte, wurde ihm vorerst ein Bein abgehauen und das Gesicht verstümmelt. Darauf bekleidete man das Schwein mit Männerkleidern und der Scharfrichter erhielt, wie es Brauch war, als Entlohnung für seine Mühe zehn Sol und ein Paar Handschuhe. Excommunicationen gegen Feld- und Waldverwüster — aus dem Thierreiche — waren auf der Tagesordnung. Noch am 9. Juli 1516 fällte Jean Milon. Richter von Troyes, folgenden Spruch: „Ich erkenne nach Anhör der Parteien (sic!) auf das Gesuch der Bewohner von Villeneuve zu Recht: Wir fordern hiemit die Raupen auf, sich innerhalb sechs Tagen zurückzuziehen, ansonst erklären wir sie für verflucht und excommunicirt."

Die Ungeheuerlichkeit derartiger Rechtssprüche liegt nicht, wie es auf den ersten Blick scheint, in der verhängten und womöglich auch ausgeführten Strafe, sondern in dem fundamentalen Irrthume, daß Handlungen gegen Individuen anderer Art, hier gegen den Menschen, als Delicte aufgefaßt werden. Auch wir strafen Thiere; aber wir thun es, um sie unserer Herrschaft zu unterwerfen, um ihnen jene Eigenschaften abzugewöhnen, deren Bethätigung unserem Interesse zuwiderläuft; niemals fällt es uns ein, sie für ihre Handlungen verantwortlich zu machen, da wir Verantwortlichkeit unbedingt von Willensfreiheit abhängig machen und die letztere als ein ausschließliches Prärogativ des Menschen ansehen. Ob mit Recht oder Unrecht, sei hier nicht näher erörtert, es genüge die Bemerkung, daß mit einer einheitlichen Weltanschauung Prärogative sich überhaupt nicht vertragen, und daß psychische so gut wie morphologische Charaktere dem Entwicklungsgesetze unterworfen sind.

Anders steht es mit der Frage, ob man gegen Geschöpfe anderer Gattung überhaupt verbrecherischer Thaten fähig sei. Würde diese Frage bejaht, dann wären die Menschen die schauderhaftesten Verbrecher; denn kein Thier der Schöpfung gebraucht seine Kraft zum Schaden seiner Mitgeschöpfe mehr als der Mensch, und daran wird nichts gemildert durch die göttliche Verordnung, die uns zu „Herrn der Schöpfung" macht. Wir sind in der That gerecht genug, uns dieses göttlichen Geleitscheines zu begeben; wir sehen ein, daß jedes Thier im Bereiche seiner Gattung souverän und nicht nur berechtigt, sondern sogar angewiesen ist, Thiere anderer Gattungen seinem Wohlergehen dienstbar zu machen, soweit er dies vermag; wir erklären als Verbrechen nur solche Handlungen, die einzelnen Individuen derselben Art zum Schaden gereichen oder den Bestand der Art oder Gattung selbst gefährden.

Kann man in diesem Sinne von Verbrechen in der Thierwelt sprechen? Man braucht nur an die so häufigen und oft blutigen Kämpfe der Thiere um die Nahrung oder um den Besitz des Weibchens, an die bei Säuen sehr gewöhnliche Tödtung der Jungen, an die der Mutterliebe gänzlich entbehrenden Kukksweibchen zu erinnern, um jeden Zweifel darüber auszuschließen, daß Thiere ganz ebenso wie Menschen unter dem unwiderstehlichen Drange ihrer natürlichen Triebe oder ihrer Leidenschaften gegen ihresgleichen wüthen. Man hat allerdings diese Handlungen als instinctiv in Gegensatz gebracht zu den Handlungen der vernunftbegabten Menschen; jedoch sind heute fast alle Naturforscher und Philosophen darüber einig, daß zwischen Reflexthätigkeit, instinctiver und vom Verstande geleiteter Thätigkeit eine scharfe Unterscheidung nicht gemacht werden kann.

Die materialistische Richtung der Psychologie der Neuzeit mußte naturgemäß dahin führen, die Quellen der psychischen Aeußerungen zu suchen; man studirte das Kind und, weiter zurückgreifend, das Thier. Man ist auch nicht bei den normalen geistigen Functionen stehen geblieben, sondern eingedenk der Erfolge, welche die Entwicklungsgeschichte aus der Betrachtung der Rückbildungen, Mißbildungen und Bildungshemmungen gezogen hat, studirte man eifrig die Aeußerungen des verwirrten Geistes, als dessen Abart man auch den verbrecherischen Geist zu betrachten geneigt ist. Und in die Reihe psychologischer Forschungssubstrate fügt sich als jüngstes Glied das Verbrechen der Thiere ein. Es ist das Verdienst von Lacassauge, die Aufmerksamkeit auf dieses fruchtbare Gebiet gelenkt und zugleich einige Bausteine zur Grundlegung beigetragen zu haben. Er sammelte die in der Literatur zerstreuten und eigene Beobachtungen aus dem Thierleben und gruppirte sie mit Rücksicht auf den Trieb oder die Leidenschaft, welche die jeweiligen Handlungen herbeigeführt haben mochten. Einige Beispiele werden die Methode und die Ziele des Autors klarlegen.

Das Nahrungsbedürfniß veranlaßt viele der bekanntesten Thierarten zu Diebstahl und Raub; deßhalb bringt man in den Ställen Vorrichtungen an, um die Unterdrückung des Schwächeren durch den Stärkeren zu erschweren. Einige Thiere, wie Wölfe, Ratten, Mäuse, Meerschweinchen, verzehren sogar die Schwächeren ihres Geschlechtes. Ja, es wurden Bienen beobachtet, welche sich unbemerkt in einen fremden Bienenstock zu schleichen suchen, und wenn ihr Unternehmen vom Glücke begünstigt wird, bringen sie andere Bienen aus ihrem Stocke herbei; es bildet sich allmälig eine Diebsbande, welche fernerhin nur mehr von Plünderung lebt. Diebische Bienen können auch gezüchtet werden, indem man Branntwein in ihre Nahrung mischt. Die sonst arbeitsamen Thiere werden aufgeregt, trunken und träge, und so wie sich bei ihnen der Hunger geltend macht, stehlen und rauben sie.

Am häufigsten werden die Thiere durch den Geschlechtstrieb zu Verbrechen geleitet. Die Ungeberdigkeit, unter Umständen auch Gefährlichkeit, brünstiger Thiere ist allgemein bekannt. Minder bekannt dürfte sein, daß alle Arten geschlechtlicher Verirrung auch bei Thieren beobachtet wurden. Es gibt Tauben, welche mit Leidenschaft den Weibchen nachstellen, sie überwältigen und rauben; wenig gewissenlose Liebhaber verstehen es, durch einen einzigen Täuberich ihren Schlag zu bevölkern, indem der liebebedürftige Täuberich immer wieder veranlaßt wird, Weibchen aus fremden Schlägen an sich zu ziehen, und das Männchen dem geraubten Weibchen folgt.

Die Mutterliebe, einer der heftigsten und edelsten Naturtriebe, ist bei manchen Gattungen sehr wenig, bei anderen bis zur Selbstaufopferung entwickelt. Während der Kukuk sich um seine Jungen gar nicht kümmert, brütet der Wachtelkönig mit solcher Beharrlichkeit, daß die Sense des Schnitters nicht selten seinen Kopf vom Rumpfe trennt. Die Mutterliebe verleitet einzelne Thiere zu Kinderraub, wie bei Stuten, Maulthieren und Hunden beobachtet wurde. Eines der merkwürdigsten Beispiele dieser Art wird von Pierquin erzählt. Dieser besaß eine Hündin, welche die Annäherung eines Hundes nicht ertragen konnte; überall aber, wo sie ein junges Hündchen sah, blieb sie stehen und war selbst durch Schläge nicht zum Folgen zu bewegen; wenn sie allein ausging, brachte sie mitunter ein Hündchen im Maule mit, so daß die jungen Thiere endlich ertränkt werden mußten, weil die Hündin nicht im Stande war, dieselben zu ernähren.

Es ist begreiflich, daß die Thiere rücksichtslos die Befriedigung ihrer Triebe anstreben und etwaige Hindernisse mit Gewalt beseitigen. Bösartige Eigenschaften, Neid, Zerstörnngssucht, Mordlust findet man auch bei Thieren, welchen die äußere Veranlassung zu ihrer Bethätigung fehlt, so daß man an eine vererbte Eigenthümlichkeit denken muß. Andererseits wurde auch beobachtet, daß die Antipathie zwischen solchen Thierarten, von denen die eine Jagd auf die andere macht, oder zwischen Concurrenten im Kampfe um die Selbsterhaltung allmälig schwindet, wenn die Lebensbedingungen sich verändern. So hat der Commandant Mouchez constatirt, daß auf der Insel St. Paul die Katzen und die zahlreichen Ratten sich nicht bekriegen, sondern sich gegenseitig bei der Jagd auf Vögel unterstützen.

Alle Thierzüchter wissen Züge von Dankbarkeit, aber auch von Rache und Verfolgungssucht ihrer Pfleglinge zu erzählen. Erst jüngst ging die Nachricht durch die Zeitungen, daß ein gezähmter Elephant unversehens einen Mann angriff und zerstammte, von dem es sich später herausstellte, daß er vor vielen Jahren der Wärter des Elephanten gewesen war und diesen mißhandelt hatte. Hier gehörte allerdings das Opfer des Rache-Actes einer fremden Gattung an; aber wem wäre es nicht aus eigener Erfahrung bekannt, daß die einmal erregte Leidenschaft der Thiere an der Grenze der Gattung nicht Halt zu machen pflegt?

Die geselligen Instincte sind bei manchen Thieren so stark entwickelt, daß sie demselben zum Opfer fallen oder daß sie durch dieselben zu verbrecherischen Handlungen verführt werden. Tauben, Rehe, Gemsen, Maulwürfe überleben nicht lange den Tod ihrer ehelichen Genossen. Störche sind so eifersüchtig, daß sie die ungetreuen Genossinnen und ihre Buhlen dem Tode weihen. Ihre Eifersucht ist auch blind; denn legt man Hühnereier in ein Storchennest, so geräth der heimkehrende Gatte in fürchterlichen Zorn und tödtet mit Hilfe anderer Störche die unschuldige Gattin.

Auch an Beispielen für minder schwere Vergehen, die wir gewöhnlich als Untugenden bezeichnen, ist im Thierreiche kein Mangel. Daß unsere intelligenteren Hausthiere gegen Lob und Tadel äußerst empfindlich sind, weiß Jedermann und man kann das Benehmen gehätschelter Hunde oder Pferde wohl nicht anders als mit Eitelkeit bezeichnen. Einzelne Thiere mißbrauchen ihr Urtheilsvermögen, um zu simuliren.

Ein Militär-Thierarzt berichtet von einem Truppenpferd, das sich am Tage des Uebungsmarsches oft hinkend stellte, um der Strapaze zu entgehen, und Coste, der Uebersetzer Locke's, kannte einen Hund, welcher immer, wenn seine Kameraden um das Feuer sich gelagert hatten, im Hofe zu bellen anfing; während nun die Hunde in Folge dieses Alarmzeichens aufsprangen und in den Hof liefen, beeilte er sich, zum Feuer zu gelangen. So oft er auch diese List anwendete, um zu einem guten Platze am Feuer zu gelangen, immer ließen sich seine Kameraden wieder täuschen.

Bei den zuletzt angeführten Beispielen kommt man einer anthropomorphistischen Deutung schon bedenklich nahe, eine Gefahr, welche um so größer wird, je weiter man in der Zergliederung psychischer Aeußerungen geht und je weiter man in der Thierreihe hinabsteigt. Doch muß man Lacassagne Recht geben, daß man auch die Vergehen und Verbrechen der Thiere mit denen des Menschen in Parallele stellen muß, sobald eine Aehnlichkeit der thierischen Acte, Gedanken und Gefühle mit den unserigen zugestanden wird, und daß man die Verbrechen in der Thierwelt studiren müsse, um zu einem gründlicheren Verständnisse der in der menschlichen Gesellschaft auftretenden Verbrechen zu gelangen. Wie unter den Menschen, so ist auch unter den Thieren der Verbrecher ein mitunter plötzlich auftretender Typus mit besonderen oder ungewöhnlich mächtig entwickelten Instincten und Leidenschaften. Die Moral der Wölfe kann die der Menschen für uns verständlicher machen.

Ein Held.

(Eine Reise-Erinnerung von Alexander Dumas)

Der Haß, den der Sicilianer gegen den Neapolitaner hegt, ist fast noch größer als jener, welchen der Irländer dem Engländer, der Portugiese dem Spanier entgegenbringt. Kurz bevor ich nach Palermo kam, trug sich folgendes merkwürdige Ereigniß zu: Ein neapolitanischer Soldat war aus irgend einer Ursache zum Tode verurtheilt worden. Er sollte erschossen werden. Da die Neapolitaner im Allgemeinen nicht im Rufe besonderen Muthes stehen, erwarteten die Sicilianer den Tag der Hinrichtung mit großer Ungeduld und Schadenfreude, um sich zu überzeugen, in welcher Weise der neapolitanische Delinquent zum Tode gehen werde.

Die Landsleute des unglücklichen Todeskandidaten waren darob nicht wenig besorgt, denn sie hatten alle Ursache, anzunehmen, daß ihr Landsmann nicht sehr heldenmüthig sterben und ihnen solchergestalt Schande machen werde. Die Situation erschien ihnen demnach in kleinem sehr rosigen Lichte. Die nationale Eitelkeit zu retten und den Sicilianern den Spaß, welchen sie sich von der Hinrichtung versprachen, zu verderben, wendeten sich die Neapolitaner an den König, um eine Begnadigung des Soldaten zu erwirken. Doch da es sich um eine schwere Subordinationsverletzung handelte, konnte der sonst so gutmüthige König dem Gesuche keine Folge geben; die Gerechtigkeit sollte ihren Lauf haben. Die Neapolitaner berathschlagten, was wohl in dieser schwierigen Sachlage zu thun am besten sein würde. Der Eine der kompetenten Männer gab den Rath, die Exekution in aller Stille mit Ausschluß der Oeffentlichkeit abzuthun. Dies wurde selbstverständlich verworfen, da Heimlichkeit in dieser Sache den Spott der Sicilianer erst recht herausgefordert hätte.

Man verfiel in die seltsamsten Auskunftsmittel, welche aber alle an dem Kardinalfehler der Unausführbarkeit litten. So herrschte denn große Rathlosigkeit und noch größere Verlegenheit unter den Neapolitanern. Dazu benahm sich der unglückselige Deliquent in einer schrecklich unmännlichen, verzweifelten Weise. Von dem Augenblick an, da man ihm das Todesurtheil vorgelesen hatte, weinte und betete er unaufhörlich, bat um Gnade und empfahl seine Seele dem heiligen Januarius. Es schien seinen Landsleuten zweifellos, daß man den blutjungen Feigling zum Richtplatz werde schleppen müssen, woselbst er voraussichtlich gleich einem alten Kapuziner sterben würde. Unter verschiedenartigen Ausflüchten verzögerte man die Hinrichtung so lange als möglich.

Schließlich fand man zu einem weiteren Aufschub keinen Grund mehr und der Rath fand sich ein letztes Mal zusammen, und in Erwägung zu ziehen, ob es denn nicht doch noch möglich wäre, aus der heiklen Situation einen passenden Ausweg zu finden. Nachdem die Neapolitaner eine Zeitlang schweigend und sinnend dagesessen waren, Niemand irgend einen rettenden Gedanken äußerte und man schon betrübt auseinandergehen wollte, erhob sich der Almosenier, ein ehrwürdiger alter Herr, und versicherte die Herren, daß er ein zweckentsprechendes Mittel wüßte. Doch möge man weiter nicht in ihn dringen, das Mittel sei vollkommen sicher und er verbürge sich für seine Wirksamkeit. Da die Neapolitaner sahen, daß der Almosenier entschlossen war, ihre Neugier nicht zu befriedigen, frugen sie nicht weiter nach seinem Mittel und fixirten die Stunde der Hinrichtung, welche am nächsten Vormittag um zehn Uhr stattfinden sollte.

Als Richtplatz wurde der zwischen Pellegrina und Castellamare gelegen Platz bestimmt, ein Raum, welcher groß genug war, alle Bewohner von Palermo zu fassen.

Am Abend, welcher der Hinrichtung vorherging, begab sich der Almosenier ins Gefängniß. Als der Deliquent seiner ansichtig wurde, stieß er ein schreckliches Wehegeschrei aus, da er glaubte, er sei gekommen, ihn zum Tode vorzubereiten. Aber anstatt ihm die Beichte abzunehmen, theilte der Almosenier dem jungen Neapolitaner mit, daß der König ihn begnadigt habe. „Begnadigt?" rief der Verurtheilte freudebebend. „Wirklich begnadigt?" — „Ja!" erwiderte der Priester. — „Also, ich werde nicht erschossen werden? Ich werde nicht sterben? Der König läßt mich am Leben?" — „Du wirst nicht sterben, mein Sohn," erwiderte der Greis, „doch der König begnadigt dich nur unter einer Bedingung...."

„Unter welcher Bedingung?" sprach der Verurtheilte, indem die Blässe der Furcht auf seinem Antlitz wieder sichtbar wurde. — „Unter der Bedingung, daß alle Vorbereitungen so getroffen werden, als ob du wirklich erschossen würdest. So wirst du heute Abends die Beichte ablegen, in ganz derselben Weise, als wenn du morgen wirklich in den Tod gingest; man wird dich morgen genau so auf den Richtplatz führen, als ob der König dich nicht begnadigt hätte: schließlich wird man auch auf dich schießen, allein die Gewehre werden nicht geladen sein."

„Verhält es sich wirklich so, wie ihr mir sagt, mein Vater?" fragte der Verurtheilte zögernd, da er diese merkwürdige Procedur nicht recht verstand.

„Welche Ursache hätte ich, dich zu täuschen?" sprach der Priester.

„Das ist wahr!" murmelte der Soldat. „Also ich bin wirklich begnadigt? Ich werde nicht sterben?" — „Gewiß, mein Sohn!"

„Juchhe!" rief der arme Bursche freudestrahlend. „Es lebe der gute König! Es lebe der heilige Januarius! Es lebe die ganze Welt!" Und er tanzte vor Seligkeit in seiner Zelle umher. — „Was treibst du, mein Sohn?" rief der Priester. „Hast du schon vergessen, was ich dir soeben sagte? Deine Begnadigung ist ein Geheimniß, von welchem Niemand, auch nicht der Schließer, etwas wissen darf. Auf die Knie denn und beginne deine Beichte, ganz so als ob du morgen sterben müßtest!"

Der Verurtheilte erkannte die Wahrheit dieser Worte, warf sich auf die Kniee und beichtete. Der Almosenier gab ihm die Absolution, worauf sich der Soldat abermals durch eine Frage zu vergewissern suchte, ob seine Begnadigung auf Wirklichkeit beruhe. Der Priester beruhigte ihn in dieser Beziehung vollständig, und ließ ihn allein. Kaum hatte der Almosenier die Zelle verlassen, als der Gefängnißwärter eintrat. Zu seinem nicht geringen Erstaunen hörte er, wie der Deliquent eine leichte Arie vor sich hinträllerte. „Ja.... weißt du denn nicht, daß man dich morgen erschießen wird?" frug der Schließer.

„O ja!" erwiderte der Soldat ruhig. „Aber ich habe soeben gebeichtet und empfing die Absolution aller meiner Sünden. Das gibt mir die Ruhe meiner Seele wieder."

„Das ist freilich etwas Anderes...." meinte der Schließer nachdenklich...., „Wünschest du vielleicht irgend Etwas?" — „Ich habe Hunger und möchte gut essen."

Er hatte seit zwei Tagen nichts gegessen. Man brachte ihm ein copiöses Nachtessen, das er mit der Gier eines Wolfes verschlang, dazu trank er zwei Flaschen Wein, worauf er sich auf sein Lager warf und in festen Schlaf verfiel. Am nächsten Morgen mußte man ihn tüchtig rütteln, ehe er erwachte. Der arme Teufel hatte, seit er im Gefängnisse war, kein Auge geschlossen. Die Nachricht von dem ungewöhnlichen, heldenmüthigen Gebahren des Verurtheilten hatte sich mit Blitzesschnelle in der Stadt verbreitet. Man rannte einander in die Ohren, daß der Neapolitaner wie zu einem Feste zum Richtplatze schreiten würde. Die Sicilianer lächelten darob überlegen, konnten sie doch an eine derartige Wendung nicht glauben.

Um sieben Uhr machte der Deliquent Toilette. Er zog schneeweiße Wäsche und eine sorgfältig gebürstete Uniform an. Er war so schön, als ein neapolitanischer Soldat nur sein kann. Er bat, zum Richtplatze zu Fuß und mit umgefesselten Händen gehen zu dürfen. Man leistete seiner Bitte Folge. Der Richtplatz war mit einer unübersehbaren Menschenmenge bedeckt. Als der Deliquent aus dem Gefängnisse trat, grüßte er nach rechts und links; auf seinem Gesichte war auch nicht eine Spur von Angst und Verzweiflung zu sehen. Er durchschritt ruhig und fest auftretend das dichte Spalier, das sich zu beiden Seiten seines Weges gebildet hatte, und winkte ab und zu einem Kameraden seinen Gruß zu. Einigen schüttelte er die Hand, und erwiderte ihre Worte des Bedauerns mit weisen Aussprüchen, wie: „Das Leben ist ein werthloses Gut"; „es ist gleichgiltig, wann man stirbt, da man doch einmal sterben muß" ꝛc.

Die Landsleute des jungen Helden schwelgten in Wonne und Seligkeit. Vor dem Laden eines Weinhändlers bot man ihm einen bis an den Rand gefüllten Weinbecher. Er ergriff ihn mit fester Hand und leerte ihn auf die Gesundheit des Königs. Das Staunen der Sicilianer wuchs von Minute zu Minute. Doch sie gaben sich noch der Hoffnung hin, daß der erkünstelte Muth des Neapolitaners auf dem Richtplatze angesichts des Todes jämmerlichen Schiffbruch leiden würde. Ihre Hoffnungen sollten nicht erfüllt werden.

Festen Schrittes und vollkommen furchtlos betrat der junge Soldat das Plateau, auf welchem er sterben sollte, und bat, mit unverbundenen Augen dem Tode ins Antlitz sehen zu dürfen. Man gewährte ihm auch diese Bitte. Weiter ersuchte er man möge ihm gestatten, das Kommando zum Feuern selbst abzugeben. Die Sicilianer waren starr vor Staunen und Bewunderung. Neun Soldaten legten auf den Deliquenten an, welcher mit fester Stimme, ohne eine Miene zu verziehen, „Feuer!" kommandirte.

Er fiel, von acht Kugeln durchbohrt, todt zur Erde, ohne auch nur einen Seufzer von sich zu geben. Der Freudenschrei der Neapolitaner erscholl — die nationale Ehre war gerettet, und die Nation wob um einen — Helden mehr ihren Sagenkreis.

Ein Ausweg.

Hausherr (zu einem Bettler): Ich bin im Armenpflege-Verein, und da kann ich im Hause nichts geben!

Bettler: Na, dann kommen Sie mit auf die Straße hinaus; — da nehm' ich's auch!

Der schlaue Schlächter.

Die kleine Liese geht in einen Metzgerladen und verlangt einen Meter Kalbfleisch.

Der Schlächter denkt für sich: ein Meter hat drei Fuß, und giebt dem Kinde drei Kalbsfüße mit.

Das Vergnügen.

„Gnädige Frau, darf ich heute Nachmittag zur Beerdigung meiner Base gehen?"

„Jawohl, — Du mußt eben dann Abends, wenn Du nach Hause kommst, die versäumte Arbeit nachholen."

„Was! bis in die Nacht hinein müßt' ich dann noch arbeiten! — nein, gnädige Frau, da verzichte ich lieber auf das Vergnügen!"

Die theure Zeit.

„'S ist doch eine